

E & EWALD EWALD

Niederrheinische Blätter für Weisheit und Kunst

**Ausgabe 13
2008**

SZENEN AUS DER GEISTESGESCHICHTE DES WIRTSCHAFTSLIBERALISMUS

I. SZENE: DAS HENRICIANISCHE SYSTEM

Ignace Lepp hat in seinem Buch «Psychoanalyse des modernen Atheismus» den Begriff des «praktischen Atheismus» geprägt. Er bezeichnet eine Haltung, die den Glauben an Gott nicht theoretisch leugnet, ihn im Handeln aber nicht in Betracht zieht.

Der englische König Henry¹ VIII. (1509-47) war ein klassischer Repräsentant dieser Geisteshaltung: von Ehefrauen fürstlicher Abstammung ließ er sich scheiden; andere (bei denen keine außenpolitische Schwierigkeiten drohten) ließ er enthaupten. Da der Papst das Kirchenrecht nicht der politischen Notwendigkeit zu opfern bereit war, rief der König sich selbst zum Oberhaupt – «supreme head» – der englischen Kirche aus und ließ die, die das anzuerkennen nicht bereit waren, in großer Zahl hinrichten.

Seine Regierung gab den «enclosures» freie Bahn: Allmende (gemeinsamer bäuerlicher Landbesitz) wurde von Angehörigen der Oberschicht eingezäunt und als Schafweide genutzt. So gerieten Bauern in Not, wurden arbeitslos, zumal gerade sie jetzt hoch besteuert wurden. Das hielt die Löhne niedrig, während die Preise stiegen. «Sheep eat men» sagte man – «Schafe fressen Menschen».

Es entstand ein neuer Adel, die «gentry», aus geadelten Parteigänger des Königs, an die Klostergut verschleudert wurde – wodurch andererseits die Klosterhospize wegfielen, die bisher

¹ Bei englischen Königsname ist im Deutschen teils die englische Namensform gebräuchlich – Edward, Charles –, teils die deutsche – Heinrich. Um der Konsistenz willen benutze ich stets die englische.

Obdachlosen und Kranken Zuflucht geboten hatten. Zu diesem Neuadel gehörte auch das Haus Cromwell, dem der spätere Diktator entstammte. Der alte Adel dagegen stand hinten.

«Quid quod ex diurno pauperum demenso divites cotidie aliquid, non modo privata fraude, sed publicis etiam legibus abradunt, ita quod ante videbatur iniustum, optime de re publica meritis pessimam referre gratiam, hoc isti depravatam etiam fecerunt, tum provulgata lege iustitiam – was ist dazu zu sagen, daß vom den Armen zugemessenen Lohn die Reichen täglich noch etwas abzwacken, nicht nur durch privaten Betrug, sondern auch durch öffentliche Gesetze? so haben sie das, was früher als Unrecht erschien, nämlich die um den Staat wohlverdienten Arbeiter mit Undank zu entlohnen, verkehrt, wie es ist, nun durch Erlaß eines Gesetzes zur Gerechtigkeit gemacht» – so hat schon in der ersten Phase der Regierung Henrys VIII. der heilige Thomas Morus in seiner Utopia die sozialen Verhältnisse im Land dargestellt. Freie Bahn zur Selbstbereicherung für die, die nach Vermögen oder ihrer Nähe zum König und Skrupellosigkeit dazu in der Lage waren, auf Kosten der weniger Begüterten – das kann Henricianisches System genannt werden.

II. SZENE: CALVINISMUS

Hat Calvin wirklich gelehrt: «Selig sind die Reichen»? Diese Frage sei den Theologen überlassen; jedenfalls aber wußte man in England seine Prädestinationslehre für diese Sicht zu instrumentalisieren. Der freie Wille jedenfalls wurde schon von den Reformatoren geleugnet, demnach wäre der Mensch für seine Handlungen nicht verantwortlich; und materieller Erfolg wurde als Zeichen der Auserwählung gewertet. So erlaubte der Anglo-Calvinismus den Gewinnern des henricianischen Systems, sich als gute, gar auserwählte Christen zu betrachten, ohne sich Rechenschaft ablegen zu müssen über den moralischen Wert ihres Handelns. Insofern hatte Max Weber recht, wenn er einen Zusammenhang zwischen protestantischer Ethik und dem «Geist» des Kapitalismus sieht.

Henry VIII. war inhaltlich bei der katholischen Lehre geblieben; in seiner Art von Gerechtigkeit lies er Protestanten ebenso hinrichten wie papsttreue Katholiken. Unter Edward VI. (1547-53) aber – oder vielmehr unter den für ihn regierenden Lord-Protektoren – wurde der Calvinismus zur Staatsreligion; und dementsprechend trat an die Stelle der Günstlingswirtschaft Henrys VIII. eine veritable Agenda 1550: die Tendenzen der henricianischen Politik wurden verstärkt, die wilden Enclosures legalisiert, zu ihren Gunsten eine zwischenzeitlich eingeführte Steuer auf Wolle wieder abgeschafft. Es kam zu einem Bauernaufstand, der niedergeschlagen wurde.

Nach Edwards Tod wurde Mary, die Tochter aus Henrys legitimer Ehe mit Katharina von Aragon, Königin (1553-58). Sie war gläubige Katholikin, ließ darum die englische Kirche wieder katholisch werden, führte religiöse Toleranz ein, führte Hilfe für die Armen ein, versuchte, die Korruption zu unterdrücken, senkte die Steuern, die ja mehr die Armen belasteten.

Aber ihre Politik scheiterte; wirtschaftlich war sie ein Mißerfolg, und die konfessionellen Spannungen verschärften sich. In ihrer Religionspolitik machte sie daraufhin eine Kehrtwende zum Toleranzmaß ihres Vaters zurück und erwarb sich so den Beinamen der «Blutigen».

So war nach ihrem Tod das Land bereit zur Rückkehr zum Calvinismus und zur Politik der Lord-Protektoren. Elizabeth I. (1558-1603) war eine kluge Regentin; ihr Regierungsprinzip war: Grausamkeit ohne Fanatismus. So konnten sich die neue Konfession und die Herrschaft der Gentry und des begüterten Großbürgertums festigen.

Erst unter Charles I. (1625-49) wendete sich die Politik: der König war kirchlich traditionell gesonnen – «hochkirchlich», wie das in der Folge genannt wurde, und «arminianisch»; «arminianisch» bedeutete vor allem, daß die Willensfreiheit anerkannt wurde. Er war tolerant gegen Katholiken, er unterband Enclosures, bemühte sich um Armenfürsorge, führte Mindestlöhne ein, verschärfte die Preiskontrollen, beschnitt das Machtzentrum der Gentry, das Parlament.

Die Reaktion ließ nicht auf sich warten: ein radikalcalvinistisches Parlamentsheer wurde aufgestellt, besiegte den König und ließ ihn enthaupten.

Die Monarchie wurde abgeschafft; an ihre Stelle traten nun wieder Lord-Protektoren. Der erste, Oliver Cromwell (1653-58), schaffte Lohn- und Arbeitszeitnormen ebenso ab wie Preis- und Qualitätskontrollen; Beschränkungen des Privateigentums, die zugunsten der Allgemeinheit und zugunsten von Pächtern bestanden, wurden beseitigt. Die Güter von Royalisten aber wurden enteignet. Irland wurde blutig unterdrückt.

Wenn auch gut elf Jahre nach dem Martyrium Charles' I. der neue Lord-Protektor, Oliver Cromwells Sohn, gestürzt, die Monarchie restauriert wurde, so blieb es doch in der Folgezeit beim henricianischen System – der neue König, Charles II. (1660-85), war Schüler von Thomas Hobbes gewesen.

III. SZENE: THEORETISCHER ATHEÏSMUS

So geeignet der Anglo-Calvinismus auch zunächst war, das henricianische System zu decken, er krankte daran, daß den Gläubigen doch die Bibel zur Verfügung stand, in der ganz anderes zu lesen war. So gab es einen Bedarf an noch passenderer Weltanschauung.

Thomas Hobbes (1588-1679) begründete den neuzeitlichen Materialismus: alles sei Materie, folglich leugnete er die Seele und den freien Willen.

Hobbes' Philosophie hat etwas Irrlichterndes. Gedanken über Gott und Geist schließt er einfach dadurch aus, daß er den Begriff der Philosophie reduziert auf die rationale Erkenntnis der Wirkungen oder Erscheinungen von Körpern – wobei er allerdings auch Staat und Gesellschaft unter «Körper» einordnet, was rational wohl nur dadurch zu erklären ist, daß er Staat und Gesellschaft einbeziehen will, nicht aber Gott und Geist. Dann aber handelt er in der Staatsphilosophie auch menschliche Anlagen, Affekte und Sitten als «Ethik» mit ab, stellt dabei seine negative Theorie des Willens auf.

Nach Descartes' «Meditationes de prima philosophia» (1641) ist Hobbes' flacher Materialismus von der Vernunft her gesehen nicht mehr verständlich. Diese Meditationen beantwortet er in sechzehn Einwänden zunächst mit Unverständnis und mit Wortklaubereien; dann aber hält er aprioristisch entgegen, die Subjekte aller Tätigkeiten seien wohl nur als etwas Körperliches oder Materielles denkbar. Durch diese *Petitio principii*, mit der er das Gegenteil von dem, was Descartes beweist, zur Voraussetzung erklärt, ist natürlich jede Auseinandersetzung mit Descartes und überhaupt mit nichtmaterialistischen Gedanken erledigt.

Daß Gott die erste Ursache der Schöpfung ist, gesteht Hobbes zwar noch zu; aber unter dieser Voraussetzung fällt es schwer, sein Bekenntnis zu Gott – der ja Subjekt von Tätigkeiten ist – glaubwürdig zu finden. Und in der Tat fertigt er in seinen Einwänden Descartes' Gottesbeweis (der freilich den scholastischen Beweisen deutlich nachsteht) mit seiner üblichen Verbindung von Wortklaubereien und Unverständnis ab.

Bemerkenswert ist seine Gesellschaftslehre: von Natur sei der Mensch egoistisch; darum habe am Anfang ein «Krieg aller gegen alle» gestanden. Um Sicherheit zu schaffen – insbesondere auch Sicherheit des Eigentums –, habe es nur die einzige Möglichkeit gegeben, durch freie Vereinbarung einen Staat zu gründen, und zwar einen absolutistischen Staat, gleichgültig welcher Regierungsform.

Der Staat sei an das Naturrecht gebunden; Hobbes legt seine Sicht des Naturrechts ausführlich dar, begründet es auch theologisch und setzt es mit Gottes Gesetz gleich. Dann jedoch erklärt er, daß der Wille Gottes nur durch den Staat erkannt werde, daß gewisse Dinge – Diebstahl, Totschlag, Ehebruch – zwar dem Naturrecht nach verboten seien, aber der Staat allein bestimme, was unter diesen Dingen zu verstehen ist, so daß für den einzelnen Naturrecht und Gottes Gebot bedeutungslos werden; er wäre allein dem staatlichen Gesetz gegenüber verpflichtet. Das geht so weit, daß deshalb kein Gesetz des Staates, es wäre denn blasphemisch, gegen das Naturrecht verstoßen könne. So stellt seine Naturrechtslehre zwar eine

Art Fürstenspiegel dar, begründet aber keinerlei Anspruch der Untertanen auf gute Regierung.

Philosophisch fiel Hobbes gegenüber der Antike und dem Christentum weit zurück; schon Aristoteles erkannte den Menschen als «ζῷον πολιτικόν» – was Hobbes mit der naïvpsychologischen Spekulation, alle Lust liege entweder in der Ehre oder im Nutzen, zurückweist –, Cicero (De re publica I., 25/39) ließ Scipio über die «res publica» sagen: «Ejus autem prima causa coëundi est non tam imbecillitas quam naturalis quaedam hominum quasi congregatio; non est enim singulare nec solivagum genus hoc ...».

Jedoch gab Hobbes mit seinem «homo homini lupus»-Prinzip eine realistische Darstellung der Maxime, die dem henricianischen System zugrunde liegt. Nicht, daß er an diesem System selbst Interesse gehabt hätte – er erkannte den moralischen Absolutismus Charles' I. ebenso an wie den Brutalabsolutismus Oliver Cromwells. Aber indem er einerseits Willensfreiheit und jegliche Verpflichtung jedweder überstaatlichen Norm gegenüber leugnete, andererseits zugunsten der absoluten Macht des Staates dem einzelnen jegliche Berufung an Gemeinwohl oder Gerechtigkeit absprach, entsprach er den Ansprüchen der Gentry und des begüterten Großbürgertums; er bot fürs henricianische System eine theoretische Grundlage, die nicht mehr durch einen Blick in die Bibel gefährdet werden konnte.

Die Wortführerschaft der englischen Aufklärung übernahm ein Jahrhundert später David Hume (1711-76).

Hume führte Hobbes' Materialismus weiter aus, bekräftigte seine Ablehnung der Existenz der Seele und des freien Willens. Das Seelenleben des Menschen erklärt er als eine Menge von Eindrücken und Vorstellungen, die letztlich den Sinnen entspringen; das Subjekt dieser Eindrücke und Vorstellungen jedoch, die Instanz also, der diese Inhalte bewußt werden, ignoriert er. Auch diese Auffassung ist bereits durch Descartes' «Meditationes» widerlegt, blieb nichtsdestoweniger bis heute ein beliebter atheïstischer Topos.

Der theoretische Atheismus, der in Hobbes' System nur angelegt war, wurde nun offen ausgesprochen. Zwar läßt Hume die «religiöse Hypothese» als Hypothese gelten, schließt es aber aus, der Ursache – also Gott! – Eigenschaften beizulegen, die die Folge – die Schöpfung – nicht hat. Selbst die Fähigkeit, zu erschaffen, dürfte demnach Gott nicht zugebilligt werden; unter dieser Vorgabe würde natürlich der Glaube an Gott sinnlos. Den Glauben an ewiges Leben und damit auch an ein Gericht Gottes lehnt er ausdrücklich ab. So wurde die von Hobbes gelegte theoretische Grundlage fürs henricianische System vervollkommen, zugunsten von Gentry und begüterttem Großbürgertum.

Gern wird Hume als Gegner aller Metaphysik bezeichnet; aber: auch eine negative Aussage ist eine Aussage, auch eine negative metaphysische Aussage ist eine metaphysische Aussage. Daher ist Hume als Urheber einer hochspekulativen atheistischen und apychistischen Metaphysik einzuordnen.

IV. SZENE: THEORIE DES WIRTSCHAFTSLIBERALISMUS

Hume kennt nicht nur keinen freien Willen, er glaubt auch nicht, daß die Vernunft das menschliche Handeln beeinflussen könne. Statt dessen vertraut er der Natur (er gehört zur selben Generation wie Rousseau), ihrem Impuls will er alles überlassen: «Laissez faire!»

Aus diesem «Laissez faire» nun formte Adam Smith (1723-90), der zum Kreis um Hume gehörte, die Theorie des Wirtschaftsliberalismus. Er ersetzte – gut atheistisch – den Glauben an die Hand Gottes durch den Mythos von der «unsichtbaren Hand» des Marktes.

Dieser Ideologie zufolge brächte es mehr Wohlstand für das ganze Volk, wenn ein jeder seiner Habgier freien Lauf lassen könnte. Eine aparte Vorstellung – niemand vertritt den analogen Gedanken, es brächte mehr Sicherheit, wenn man den kriminellen Kräften freie Bahn gewährte. Freilich kannte Smith noch nicht die Erfahrungen späterer Zeiten mit dem freien Markt; aber schon zu seiner Zeit konnte man es besser wissen

– bereits mehr als zweihundert Jahre zuvor hatte in seiner Utopie der heilige Thomas Morus über die Reichen geschrieben: «*commiscunturque et excogitant omnes modos atque artes quibus, quae malis artibus ipsi congesserunt, ea primum ut absque perdendi metu retineant, post hoc ut pauperum omnium opera, ac laboribus quam minimo sibi redimant, eisque abutantur* – sie ersinnen und erdenken alle Arten und Künste, um dadurch zuerst das, was sie mit üblen Künsten selbst angehäuft haben, ohne Angst vor Verlust zu behalten, sodann um es durch aller Armen Arbeit und Mühen so billig wie möglich für sich zu gewinnen und es zu mißbrauchen». Aber Smiths Vorstellung ist keineswegs nur kurios: was im Christentum als Grundübel, als Götzendienst gar (Col. 3, 5), gewertet wird, die Habgier, das Streben nach immer mehr Besitz – «Niemand kann Gott dienen und dem Mammon» (Matth. 6, 24; Luc. 16, 13) –, wurde nun zum heilbringenden Prinzip erklärt.

Smiths Vorstellung vom Markt, der ganz vom Wettbewerb, von der Konkurrenz bestimmt werde, ist kaum in der Wirklichkeit begründet: im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Europa sorgten Gilden und Zünfte für Regulierung; und wo es in außereuropäischen Kulturen dererlei nicht gab, gab es zumindest Solidarität und Absprachen der Händler. Wenn auch Hume und Smith nicht mehr von Hobbes' Ethik und Staatstheorie ausgehen – Smiths Mythos vom freien Markt ist die Übertragung von Hobbes' Mythos vom «Krieg aller gegen alle» von der Gesellschaft in die Wirtschaft. Während aber Hobbes ein Heilmittel im Staat suchte, meinte Smith, das Problem selbst, den ungezügelter Wettbewerb, für die Lösung ausgehen zu können.

Sicher blieb der Anglo-Calvinismus auch weiterhin eine Strömung des «Geistes des Kapitalismus», aber der atheïstische Ersatz stand nun vollständig bereit: der freie Wille und damit die moralische Verantwortung für das eigene Handeln wurde vom Materialismus Hobbes' und Humes systemtreuer geleugnet als von der Prädestinationslehre; und ungezügelter Besitzstreben wurde vom wirtschaftsliberalen Prinzip konsequenter legitimiert als von der anglo-calvinistischen Auserwählungsvorstellung.

V. SZENE: MALTHUS UND MANCHESTER

Adam Smith ist freilich zugute zu halten, daß er staatliche Hilfe für die Armen keineswegs ausschloß; weder glaubte er so fanatisch an die Allmacht des Marktes wie seine Epigonen noch sah er das Gemeinwohl als gleichgültig an. In seiner wirtschaftsliberalen Ideologie jedoch wirkt diese moralische Konzession ebenso unorganisch wie Hobbes' theistische Konzession in dessen Materialismus, wurde darum ähnlich wenig rezipiert.

«Sheep eat men» hatte seit dem XVI. Jahrhundert bis ins XVIII. gegolten; nun traten an die Stelle der Schafe Maschinen, der Manchesterkapitalismus breitete sich aus; und die wirtschaftsliberale Theorie erlaubte dem Staat, diesem Treiben freien Lauf zu lassen, ohne sich einzumischen. Das henricianische System nahm die Erscheinungsform des freien Marktes an.

Verschärft wurde diese Entwicklung durch Thomas Robert Malthus (1766-1834). Er lehrte, daß die Bevölkerung schneller zunehme als die Erzeugung von Nahrung, daß so die Not der Armen immer größer werden müsse. Manches von seinen Ausführungen ist richtig, etwa wenn er bemerkt, daß es den hungernden Bevölkerungsschichten letztlich nicht hilft, wenn man ihnen Geld gibt, ohne mehr Nahrung zu erzeugen. Darüber hinaus aber bezeichnet er Geldbeihilfen für die Armen geradezu als schädlich, kritisiert das kurz zuvor von Premierminister Pitt in seiner «Poor Bill» gewährte Kindergeld für Arme – die Armen würden sich dadurch noch mehr vermehren, somit würde dieses Geld ihnen letztlich schaden. Also: man müsse die Armen kurz halten, sonst vermehren sie sich allzu sehr.

Malthus selbst ist kein Anhänger von Smith, kritisiert ihn. Aber auch er benutzt die Kategorie des Wettbewerbs, im besonderen des Wettbewerbs unter den Käufern um die Ware. Und seine Bemerkungen zur göttlichen Vorsehung zeigen, daß auch er von Hume abhängig ist. Sein System erwies sich als geeignet, Smiths Wirtschaftsliberalismus zu radikalisieren:

einerseits gibt es den Armen selbst Schuld an ihrer Not; und durch seine Apokalypse des immer größer werdenden Abstands zwischen der Bevölkerung und der Nahrungsmittelerzeugung wird andererseits unbezwingbares Unheil angekündigt.

Seine Theorie ist freilich falsch; aber sie ist nicht offensichtlich unvernünftig. So hatte sie, wenn sie auch eigentlich schon nach wenigen Jahrzehnten als überholt galt, Auswirkungen bis ins XX. Jahrhundert, bis zu den Angstvorstellungen vom «Volk ohne Raum» und von der «Bevölkerungsexplosion». Und im XIX. Jahrhundert führte die vom Wirtschaftsliberalismus legitimierte und vom Malthusianismus neurotisierte Marktwirtschaft ohne soziale Komponente in Großbritannien zur Verelendung großer Bevölkerungsschichten, in Indien aber, wo konsequenterweise selbst private Hilfe für die Notleidenden verboten wurde, zum Massensterben².

VI. SZENE: DARWINISMUS UND POP-PHILOSOPHIE

Man muß Charles Darwins Evolutionstheorie unterscheiden von der Abstammungslehre, die ebenfalls von Darwin entwickelt wurde, aber nicht erst von Charles, sondern bereits von Erasmus, seinem Großvater (1731-1802). Diese hat zahlreiche Vorläufer von Empedokles an, darunter verschiedene Kirchenväter – Augustinus sprach von «rationes seminales», die Gott in die Materie gelegt habe, um die Geschöpfe hervorzubringen³. Sie kann als wissenschaftlich begründet gelten.

Charles Darwin (1809-82) aber versuchte, die Evolution dadurch zu erklären, daß es bei Lebewesen ständig, von Generation zu Generation, Variationen gebe, und allein die, die dank dieser Variationen die Lebenstüchtigsten sind, beständen den Kampf ums Dasein.

² Dargelegt bei Mike Davis.

³ De Genesi ad litteram lib. 2. Weiteres bei Kuhn.

Das ist eine legitime Arbeitshypothese; in der Tat lassen sich so Variationen zumindest innerhalb einer Art gut erklären. Ob so aber auch die Entwicklung neuer Arten – Darwins eigentliches Thema – zu erklären sind, ist die Frage, an der sich die Hypothese bewähren muß. Da es in der Paläontologie nun einmal nicht möglich ist, die Entwicklung von Generation zu Generation zu verfolgen, wäre zu fordern, zumindest im Modell darzustellen, über welche einzelnen Schritte der Übergang zu den jeweiligen neuen Gattungen, neuen Ordnungen, Klassen, gar Stämmen gedacht werden kann, ferner, wie bei einzelnen Arten komplexe Apparate (wie etwa die elektrischen Apparate von Zitterrochen und –aalen) ausgebildet werden konnten, bei denen es schwer ist, sich Zwischenstadien vorzustellen, die das Überleben nicht behindern, obwohl sie noch nicht die Wirkung der voll ausgeformten Systeme haben⁴. Ferner muß die darwinistische Hypothese antworten auf den heutigen Stand der Paläontologie, daß es nicht die beständige, eher kontinuierliche Veränderung der Arten gab, mit der Darwin rechnete, die Zeit ließe für einen ganz langsamen Gang der Variation, sondern statt dessen einen Wechsel zwischen längerem Bestehen der Arten und recht plötzlichem Auftreten – der «Radiation» – neuer Formen.

Das alles widerlegt die darwinistische Hypothese nicht, sie hat jedoch in jedem einzelnen Fall zu zeigen, wie sie den Übergang von einer Art zur anderen zu erklären weiß. Bisher jedoch ist wenig davon zu erfahren, daß solche komplexeren Übergänge durch alle Schritte evolutionstheoretisch geklärt worden seien. Was aber geschieht, ist, daß ohne eine derartige Ausarbeitung Darwins Theorie als festes Wissen ausgegeben wird, auch über ihren legitimen Bereich hinaus – sie wird gern auch, über seine Biologie hinaus, auf den Menschen als geistiges Wesen bezogen, es wird auch versucht, die Entstehung des Lebens selbst durch eine «chemische Evolution» zu erklären, die freilich vom darwinistischen Evolutionsbegriff nicht gedeckt ist⁵.

⁴ Ausführlich als Problem dargestellt von Nachtwey.

⁵ Zur naturwissenschaftlichen Unglaubwürdigkeit siehe Kather 74 f.; Lugmayr 200 ff.

So wird aus der Evolutionstheorie als legitimer Arbeitshypothese ein Evolutionsmythos.

Woher aber diese Faszination durch den Darwinismus? Beispielsweise ist ihre Wirkung auf Marx und Engels: sie waren einerseits begeistert, weil er ihrem Atheismus entgegenkam, indem er die Evolution ohne Schöpfer zu erklären versuchte. Andererseits spöttelten sie, Darwin habe das Verhalten der englischen Bourgeoisie auf Tiere und Pflanzen übertragen.

Damit hatten sie recht. Darwin hat bei Tieren und Pflanzen so wie Hobbes bei der menschlichen Gesellschaft einen Krieg aller gegen alle postuliert, für den das Verhalten der englischen Oberschicht ein Modell bot. Bekannt ist, daß Darwin von Malthus beeinflusst war – der Wettbewerb etwa um die Nahrungsmittel, von dem Malthus schreibt, ist für Darwin von zentraler Bedeutung. Die freie Wildbahn als freier Markt gesehen sowie Beihilfe zum Atheismus – das machte Darwins System populär.

Kurios ist es, daß Marx und Engels, die für die Arbeiterschicht eintreten wollten, sich dem Atheismus hingaben, der zuvor der Enthemmung der Marktwirtschaft gedient hatte. So geriet der von ihnen propagierte Klassenkampf nicht minder enthemmt, mit den bekannten geschichtlichen Folgen. Die Ambivalenz des Marxismus gegenüber dem Darwinismus blieb lange bestehen: Stalin begründete mit Darwin seine Abkehr vom christlichen Glauben, erhob jedoch später den Lamarckismus zur Staatsdoktrin.

Bemerkenswert ist auch, daß sich im Anglo-Calvinismus eine Strömung bildete, der Fundamentalismus, der den Darwinismus radikal und undifferenziert bekämpft, der aber sich dem Wirtschaftsliberalismus nicht entgegenstellt, obwohl dieser mit dem Christentum ebensowenig vereinbar ist wie radikal überzogener Darwinismus. Hier zeigt sich die gemeinsame geistesgeschichtliche Grundlage von Anglo-Calvinismus und Materialismus.

Im XX. Jahrhundert entwickelte Karl Popper ein wissenschaftstheoretisches System, das an die Stelle des Beweises, der Verifikation, die Überprüfung durch die Möglichkeit der Falsifikation setzte. Sonderbarerweise wurde dieses System, aus seinem wirklichen Bereich herausgerissen, als eine Art Pop-Philosophie rezipiert, bis in den Bereich der Politik hinein. Der Grund: das Forum der Wissenschaft, vor dem verschiedene

noch nicht falsifizierte nebeneinander bestehen können, ließ sich umdeuten zu einem Markt, auf dem verschiedenste Ideen miteinander konkurrierten, ohne ihre Wahrheit nachweisen zu müssen.

So dringt der freie Markt der wirtschaftsliberalen Ideologie ein in völlig andere Lebensbereiche, von der Biologie bis zur Politik.

Literatur:

- Charles Darwin: *On the origin of species by means of natural selection*. London 1859
- Mike Davis: *Late Victorian holocausts*. London 2001. [deutsch:] *Die Geburt der Dritten Welt* (übers. u. bearb. v. I. Scherf, B. Grell, J. Pelzer). Berlin 2004
- René Descartes: *Meditationes de prima philosophia, in quibus Dei existentia et animae humanae a corpore distinctio demonstratur*. Paris 1641.
Bibliotheca Augustana [http://www.hs-augsburg.de/~harsch/Chronologia/Lspost17/Descartes/des_med0.html]
- Thomas Hobbes: *Elementorum philosophiae*. 1. London 1655 – 2. London 1658 – 3. Paris 1642.
- David Hume: *An enquiry concerning human understanding*. In: *Essays and Treatises on Several Subjects*, 2. Vol., London 1758.
- Regine Kather: *Was ist Leben? Philosophische Positionen und Perspektiven*. Darmstadt 2003
- Wolfgang Kuhn: *Darwins Evolutionstheorie. Eine bleibende Herausforderung*. Kirche und Gesellschaft 116, Mönchengladbach 1985
- Ignace Lepp: *Psychanalyse de l'athéisme moderne*. Paris 1961; [deutsch:] *Psychoanalyse des modernen Atheismus* (Übers.: Sigrid Martin). Würzburg 1963
- Martin Luginmayr: *Gottes erstes Wort*. Kisslegg 2005
- Thomas Robert Malthus: *An essay on the principle of population as it affects the future improvement of society*. London 1798. Bibliotheca Augustana [http://www.hs-augsburg.de/~harsch/anglica/Chronology/19thC/Malthus/mal_es00.html]
- Thomas Morus: *De optimo reipublicae statu deque nova insula Utopia*. Löwen 1516.
Bibliotheca Augustana [http://www.hs-augsburg.de/~harsch/Chronologia/Lspost16/Morus/mor_u000.html]

Robert Nachtwey: Der Irrweg des Darwinismus. Berlin 1959

Dietrich Schwanitz: Englische Kulturgeschichte von 1500 bis 1914.
Frankfurt a.M. 1996

Adam Smith: An inquiry into the nature and causes of the wealth of
nations. London 1776

Beider

[scilicet Ewaldorum]

Botanisiertrommel

«Holocaust-Leugner vom Papst rehabilitiert» – dieser Satz prägte die Schlagzeilen der vergangenen Wochen. Daß er irreführend und falsch ist, ist seitdem ausführlich dargelegt worden. Daß er in der Wahl des Wortes für die Scho'a eine antisemitische Tendenz hat, sei nun hier gezeigt:

«Holocaustum»

ist ein griechisches Wort, das es nur im Lateinischen gibt, das dort gebräuchlich geworden ist als Übersetzung von «όλοκαύτωμα» im griechischen Bibeltext und damit letztlich vom hebräischen «עֹלָה» (und «בְּלִיל»).
Ein solches Holocaustum ist ein Gott dargebrachtes Opfer; wir beten doch im Psalm(50 [51], 20 f.): «Benigne fac Domine in bona voluntate Sion, ut aedificentur muri Jerusalem. Tunc acceptabis sacrificium iustitiae, oblationes et holocausta». Wie darf man dieses Wort mißbrauchen für solch ein Verbrechen, wie es die Scho'a ist?

W.H.W

DAS MÜNSTERSCHE MISSALE

Unser Liturgieprofessor, Klemens Richter, erwähnte in einer Vorlesung, daß früher jeder Bischof sein eigenes Missale herausgegeben und daß sich dieser Brauch in manchen Bistümern über die kirchenweite Einführung des Römischen Missale bis ins 19. Jahrhundert gehalten habe – so auch in Münster. Denn Pius V. hatte bei der Einführung des „tridentinischen“ Meßbuches im Jahre 1570 verfügt, daß alle nachweislich seit über 200 Jahren bestehenden Riten erhalten bleiben sollten. Dazu gehörte unter anderem der münsterische Ritus. Erst der Kulturkampf hat dann dazu geführt, daß man „ultramontanistisch“ auch in der Meßbuch- und damit in der Ritenfrage den nahtlosen Schulterschuß mit Rom suchte.

Ich war neugierig geworden. Worin bestand der Unterschied zwischen römischem und münsterischem Ritus? Hier konnte der Professor nur auf unterschiedliche Kalender hinweisen. Das war nicht viel. Gab es vielleicht mehr zu entdecken – vielleicht sogar Schätze zu bergen?

Als ich Pfarrer wurde, bekam ich über das nach Münster ausgelagerte Pfarrarchiv Zugang zu zwei Münsterischen Meßbüchern, und zwar den Ausgaben von 1520 (also vermutlich der ersten gedruckten und letzten vor dem Konzil erschienenen) und der von 1631, also einer der ersten, wenn nicht der ersten nach der Liturgiereform Pius' V.. In der letzteren ist gegenüber der älteren Ausgabe die Zahl der Heiligenfeste beträchtlich angewachsen.

Das Missale von 1520 ist noch fast ganz gotisch. Der Text enthält noch einige der aus der Handschriftentradition vertrauten Abkürzungen. Lediglich die Initialen und Bilder sind im Stil der Renaissance gehalten. Das Erscheinungsbild der Ausgabe von 1631 ist dem des Römischen Missale bis 1962 schon sehr ähnlich.

Bemerkenswerterweise enthält das Meßbuch von 1520 keinen Ordo Missæ. Man erfährt also nichts über den Meßaufbau, der nach einem handschriftlichen Missale des 15. Jahrhunderts dem des Dominikanerritus geähnelt hat (Gabenbereitung zu Beginn der Messe). Die Seitenzählung geht vom Advent bis zum Ende des Kirchenjahres durch und setzt mit dem Heiligencommune neu an. Es ist also unwahrscheinlich, daß der Ordo Missæ nachträglich entfernt wurde, denn dieser findet sich üblicherweise zwischen den Texten der Ostervigil und denen des Ostersonntags. Vielleicht aber stand er ursprünglich am Ende des Kirchenjahres und ist nach dem Erscheinen des neuen Römischen Missale 1570 aus dem Meßbuch entfernt worden, weil man nun den römischen Ordo übernahm. Denn der Ordo Missæ des Missale Monasteriense von 1631 ist mit dem des Missale Romanum von 1570 identisch. Es hat also auch in Münster eine Reform stattgefunden, was zu einer Entfernung der Seiten mit dem alten Ordo geführt haben könnte. Andernfalls wäre der Ordo als auswendig zu beten oder auf gesonderten Tafeln geschrieben zu denken.

Was sind nun die Unterschiede zum Missale Romanum? Die Bücher stimmen im Wesentlichen überein. Unterschiede gibt es im Kalendarium (Heiligenfeste). Es gibt Abweichungen in den Propriumstexten – in den „geprägten Zeiten“ aber kaum. Der vierte Advent beginnt z.B. mit dem Introitus „Memento nostri“ – die Lesung „Gaudete“ findet sich hier.

Die Sonntage nach Pfingsten werden 1. bis 5. „post Octavam Penthecostes“, dann 6. usw. „post Trinitatem“ gezählt, was ja gleichbedeutend ist. Die Perikopenordnung der Sonntage nach Pfingsten weicht von der römischen ab: Wie die lutherische und anglikanische geht meist die Epistel im Vergleich zur römischen Perikopenordnung einen, das Evangelium zwei Sonntage voraus (vgl. die Tabelle am Ende).

Erwähnenswert ist, daß der Tag der Himmelfahrt Christi am Seitenkopf als „dies sancta“ bezeichnet wird – war der Himmelfahrtstag den mittelalterlichen Predigern und Theologen doch besonders wichtig, da hier das Sehen endete und das Glauben begann.

Die Marienmessen am Samstag sind „de D[omi]na“ überschrieben.

Den spürbarsten Unterschied machen die Melodien aus. Die Präfationstöne (es gibt derer drei: *ferialis*, *dominicalis*, *festivus*) weichen deutlich ab: Der Rezitationston liegt eine Sekunde tiefer, der *tonus festivus* erfordert wirkliche Gesangkunst. Die drei Präfationstöne werden unten vorgestellt.

In den Passionen ist das „Eli, Eli, lama sabathani“ auskomponiert.

Einen besonderen Schatz stellt das Evangelium dar, das am Ende der ersten Weihnachtsmesse „In Gallicantu“ im ersten, dem dorischen Ton gesungen wurde. Auch dieses wird unten vorgestellt. Ich habe unseren Mitewaldisten & Mitewaldisten Wilfried Haßelberg-Weyandt auf dieses „Schlußevangelium“ hingewiesen. Er schrieb mir:

„Außerhalb Roms war es allgemein gebräuchlich, daß nach dem 9. Responsorium der Mette (das nur in Rom selbst schon dem *Te Dm* weichen mußte) an Weihnachten und Epiphanie der Stammbaum des Herrn gelesen wurde – an Epiphanie der nach Lukas. Dann folgte das *Te Dm*. Wir haben also ein Morgenevangelium wie bei den Benediktinern, nur vor dem *Te Dm*. Ein *Te decet* nach dem Evangelium gibt es hier ja nicht.

Die Frage war dann, wie an Weihnachten die einzelnen Kirchen Matutin und Messe verbanden – diese Version mit dem Morgenevangelium nach der Messe finde ich eine glückliche Lösung. Jedenfalls ist das Evangelium an dieser Stelle sicher wesentlich älter als das Schlußevangelium.“

Man sieht einmal wieder, wie wahr der Rat in liturgischen Fragen doch ist: „Im Zweifel Wilfried fragen!“ Danke, lieber Wilfried, für die Auskunft.

Desweiteren hält das Missale Monasteriense viele Sequenzen bereit.

Eine Votivmesse „*de eterna sapientia*“ (Fol II-23-r) ist bemerkenswert.

Die alles entscheidende Frage aber ist die: Was sieht das Missale Monasteriense am 3. Oktober vor? Tatsächlich kennt es an diesem Tag das Fest der beiden Ewalde, das allerdings mit dem Translationsfest des hl. Ludgerus zusammenfällt und daher nur kommemoriert wird. Die Collecte zur Kommemoration: *Deus qui nos concedis sanctorum martyrum tuorum Ewaldi & Ewaldi [!] natalicia colere: da nobis in eterna beatitudine de eorum*

societate gaudere. Per. (Ausgabe von 1520, 1631 geändert). Da 1520 der heute zum Bistum Münster gehörende Teil des Niederrheins noch kölnisch war, ist dies um so bemerkenswerter. Immerhin hatten die beiden Ewalde zwar versucht, den Westfalen das Evangelium zu bringen, doch ohne Erfolg. Die dankbare Verehrung dieser beiden Heiligen spricht, wie man zugehen muß, für den Westfalen, auch wenn es in diesem Blatt nicht leicht ist, so etwas zu schreiben. Und mehr noch: Am 29. Oktober findet sich das Fest „Adventus duorum Ewaldorum“. Das Kirchengebet lautet: *Omnipotens sempiterna Deus, qui per gloriosa bella certaminis, immortalitatis triumphum sanctis martyribus Ewaldis contulisti: da cordis nostris dignam pro eorum commemorationem letitiamur quorum hic pignora pio amore amplectimur, eorum precibus adjuvemur. Per.* Es wird also vermutlich nicht die erste Ankunft der beiden Missionare im Münsterland sondern die ihrer toten Leiber in Köln gefeiert worden sein, wohin sie ja, von den noch heidnischen Westfalen gemeuchelt und in den Rhein geworfen, stromaufwärts geschwommen sind. So erfahren wir, wie lange diese Schwimmpartie gedauert hat: vom 3. bis zum 29. Oktober, also 26 Tage (für unsere Zahlensymboliker: 2 x [12+1]).

Überhaupt finden sich viele Translationsfeste: z. B., wie bereits erwähnt, das des hl. Ludgerus am 3. Oktober (Fol. II-87) – zusätzlich zum Sterbetag – beide Feste mit eigener Sequenz – oder des hl. Martin am 4. Juli. Dieses Fest kennt übrigens auch das Missale Parisiense („de Translatione et Ordinatione St. i Martini“), nicht aber das Römische Meßbuch.

Ich habe die beiden Missalien abphotographiert und als pdf-Dokument auf Datenplatte gespeichert. Wer Interesse an einer Kopie hat, kann diese gegen eine Spende zur Deckung der Kosten für Herstellung und Versand bei mir bestellen. (pfarrer@st-urban.de)

Nun folgt die Wiedergabe der Präfationstöne. Der münsterische Ritus kennt, wie erwähnt, drei Singweisen der Präfation, nämlich die feiertägliche (Cantus solemis), sonntägliche (Cantus dominicalis) und werktägliche (Cantus ferialis). Alle drei werden im Folgenden am Beispiel der Weihnachtspräfation dargestellt.

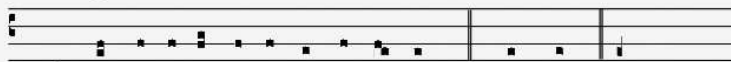
In den Missalien sind die Antworten der Gemeinde beim einleitenden Dialog nur im Cantus solemnis wiedergegeben. Obwohl in der Einleitung des Meßbuchs aus dem 17. Jahrhundert die Singweisen der Eröffnung des Evangeliums notiert sind, gibt es auch hier keine Information zu den Präfationen. Das heißt, daß die Gemeinde entweder bei allen drei Singweisen in gleicher Weise geantwortet hat, oder ihre Melodien für den Sonntags- und den Werktagston wurden als bekannt vorausgesetzt. Ich vermute letzteres. Darum sind hier die Antworten in den beiden anderen Tönen rekonstruiert worden.

Beilage:

Perikopenordnungen der Sonn- und Feiertage

CANTUS SOLEMNIS

Dialogus initialis



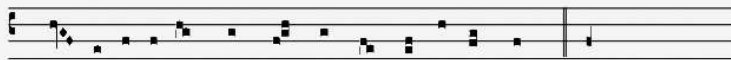
Per óm-ni-a sæ-cu-la sæ-cu-ló-rum. Ǻ. A-men.



Dó-mi-nus vo-bís-cum. Ǻ. Et cum spí-ri-tu tu-o.



Sur-sum cor-da. Ǻ. Ha-bé - mus ad Dó-mi-num.

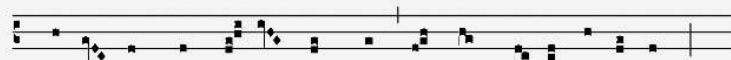


Grá-ti-as a-gá-mus Dó-mi-no De-o no-stro.



Ǻ. Dig - num et ju-stum est.

Præfatio de Nativitate Domini



Ve-re dig-num et ju-stum est, æ-quum et sa-lu-tá-re,



nos ti-bi sem-per et u-bí-que grá-ti-as á-ge-re, Dó-mi-ne



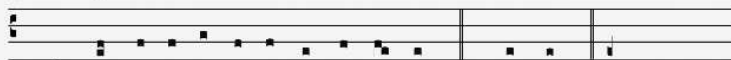
san-cte, Pa-ter om-ní-po-tens, æ-tér-ne De-us.

Qui-a per in-car-ná-ti Ver-bi my-sté-ri-um no-va men-
tis ó-cu-lis lux tu-æ cla-ri-tá-tis in-fúl-sit. Ut dum vi-si-
bí-li-ter De-um co-gnó-sci-mus, per hunc in in-vi-si-bí-
li-um a-mó-rem ra-pi-á-mur.

Et í - de-o cum Án-ge-lis et Arch-án-ge-lis, cum Thro-
nis et Do-mi-na-ti-ó-ni-bus, cum-que óm-ni mi-lí-ti-a
cæ-lé-stis ex-ér-ci-tus hym-num gló-ri-æ tu-æ cá-ni-mus,
si-ne fi-ne di-cén-tes.

CANTUS DOMINICALIS

Dialogus initialis



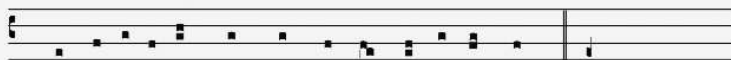
Per óm-ni-a sæ-cu-la sæ-cu-ló-rum. Ǻ. A-men.



Dó-mi-nus vo-bís-cum. Ǻ. Et cum spí-ri-tu tu-o.



Sur-sum cor-da. Ǻ. Ha-bé - mus ad Dó-mi-num.

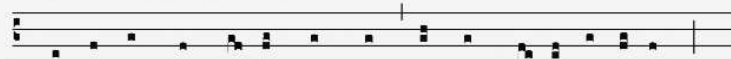


Grá-ti-as a-gá-mus Dó-mi-no De-o no-stro.

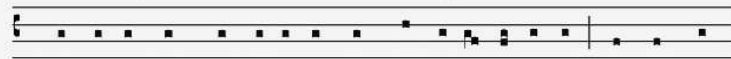


Ǻ. Dig-num et ju-stum est.

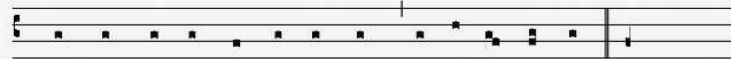
Præfatio de Nativitate Domini



Ve-re dig-num et ju-stum est, æ-quum et sa-lu-tá-re,



nos ti-bi sem-per et u-bí-que grá-ti-as á-ge-re, Dó-mi-ne



san-cte, Pa-ter om-ní-po-tens, æ-tér-ne De-us.

Qui-a per in-car-ná-ti Ver-bi my-sté-ri-um no-va mentis
ó-cu-lis lux tu-æ cla-ri-tá-tis in-fúl-sit. Ut dum vi-si-bí-
li-ter De-um co-gnó-sci-mus, per hunc in in-vi-si-bí-li-
um a-mó-rem ra-pi-á-mur.

Et í-de-o cum Ân-ge-lis et Arch-án-ge-lis, cum Thro-nis
et Do-mi-na-ti-ó-ni-bus, cum-que óm-ni mi-lí-ti-a cæ-lé-
stis ex-ér-ci-tus hym-num gló-ri-æ tu-æ cá-ni-mus, si-ne
fi-ne di-cén-tes.

CANTUS FERIALIS

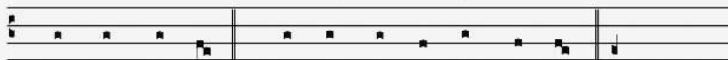
Dialogus initialis



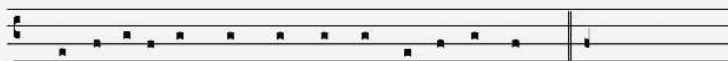
Per óm-ni-a sæ-cu-la sæ-cu-ló-rum. Ǻ. A-men.



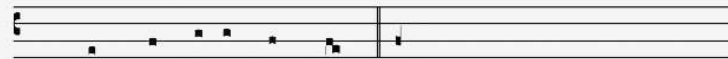
Dó-mi-nus vo-bís-cum. Ǻ. Et cum spí-ri-tu tu-o.



Sur-sum cor-da. Ǻ. Ha-bé-mus ad Dó-mi-num.



Grá-ti-as a-gá-mus Dó-mi-no De-o no-stro.

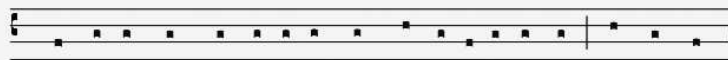


Ǻ. Dig-num et ju-stum est.

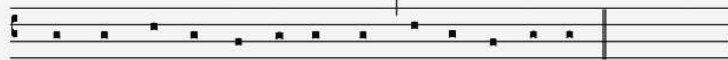
Præfatio de Nativitate Domini



Ve-re dig-num et ju-stum est, æ-quum et sa-lu-tá-re,



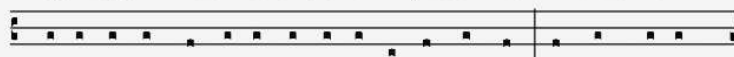
nos ti-bi sem-per et u-bí-que grá-ti-as á-ge-re, Dó-mi-ne



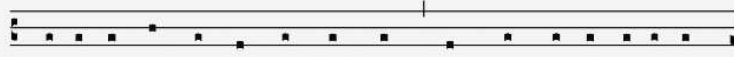
san-cte, Pa-ter om-ní-po-tens, æ-tér-ne De-us.



Qui-a per in-car-ná-ti Ver-bi my-sté-ri-um no-va men-



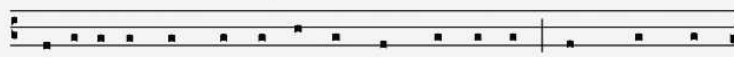
tis ó-cu-lis lux tu-æ cla-ri-tá-tis in-fúl-sit, ut dum vi-si-



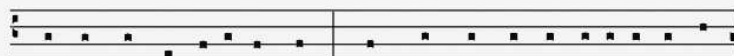
bí-li-ter De-um co-gnó-sci-mus, per hunc in in-vi-si-bí-



li-um a-mó-rem ra-pi-á-mur.



Et í-de-o cum Án-ge-lis et Arch-án-ge-lis, cum Thro-nis



et Do-mi-na-ti-ó-ni-bus, cum-que óm-ni mi-lí-ti-a cæ-lé-



stis ex-ér-ci-tus hym-num gló-ri-æ tu-æ cá-ni-mus,



si-ne fi-ne di-cén-tes.

Das Evangelium am Ende der ersten Weihnachtsmesse „in Gallicantu“ :

In Gallicantu,



Dominus nobis cum
 Et cum spiritu tuo. In
 tuum lacte uan ge lij se
 cundum mathe um. Glo ria
 ti bido mine.

Iber generatio nis iesu
 chi filii dauid: fi
 lii abra ha. Abrahā ge
 nu it isaac. Isaac autem ge

nu it ia cob. Ja cob autē
 ge nu it iudā et fratres
 Judas autē: ge nu it phares
 et saram de cha mar. Phares
 au tem: ge nu it esro. Esro
 autē genu it a ram. A ram
 autem ge nu it ami nadab
 Aminadab autem: ge nu
 it naa son. Naaso au tem
 ge nu it salmō. Salmō autē:

In Gallicantu. Jo. ix.

genuit de raab. 250
 os autem genuit obeth
 Obeth autem genuit israhel
 Israhel autem genuit dauid
 dauid autem rex genuit salomonem
 ex quo fuit bithan
 Salomon autem genuit roboam
 Roboam autem genuit abiam
 Abiam autem genuit asaph
 asaph autem genuit israhel
 Israhel autem genuit manasse
 Manasse autem genuit amonem
 Amonem autem genuit ioseph
 Ioseph autem genuit ioseph
 Ioseph autem genuit ioseph
 Ioseph autem genuit ioseph

In auroza.

genu it techonia & ftes ce
 in trāsmigratione baby lo nis
 Et post trāsmigratio nē baby
 lo nis: techonias genu it sala-
 thiel. Salathiel autē ge nuit
 zorababel. Zorababel autē ge
 nu it abyud. Abyud autē genuit
 elya chi. Elya chi autē ge-
 nuit a zor. Zor autē ge nu it
 laboch. Sadoth autē genu it

achi. Achi autē genuit elyud. E
 lyud autē ge nuit ele azar.
 Eleazar autē ge nu it mathā
 Mathā autē genu it ia cob. Ia-
 cob autē ge nuit ioseph viz ma-
 rie. De qua nat⁹ est ies⁹: qui
 vocat⁹ christ⁹. & e deū laudam⁹

Ad. ij. missā in orem diei. serotē
Ex fulgebit hodie su-
 per nos quia nat⁹ est
 nobis dominus: et vo-
 cabitur ammirabilis.
 deus princeps pacis.
 pater futuri seculi: cui⁹ regni non
 erit finis. Dominus regnavit deco-
 rem indutus est: indutus est domin⁹ for-
 titudinem: et p̄cincit se virtute. Gloria
 patri. Gloria in excelsis. Coll.

PFARRER UND PFARREI

Leicht bekommt man heutzutage den Eindruck, die Kirche bestünde aus «Ortsgemeinden», Pfarrgemeinden also, die dann zusammengefaßt werden zu Dekanaten, Diözesen und noch höheren Einheiten. Aber wenn man etwas zurückgeht in der Kirchengeschichte, ergibt sich ein deutlich anderes Bild.

Freilich entwickelte sich schon früh im Mittelalter der «Pfarrzwang». Aber schon der Ausdruck «Pfarrzwang» ist anachronistisch: im Mittelalter gab es lange Zeit noch viele verschiedene Kirchen in jeder auch nur mittelgroßen Stadt, wobei die Pfarrechte im modernen Sinn auf verschiedene Ebenen verteilt waren und auch doppelte Zuständigkeit möglich war⁶. Auch auf dem Lande gab oft doppelte Zugehörigkeit: zur Matrix ecclesia und zur nähergelegenen Kirche oder Kapelle. Bedingt war die Entwicklung des «Pfarrzwangs» schon durch die Bindung der Bevölkerung an den Ort, an die Scholle, die letztlich auf Diokletian zurückgeht, später durch die zunehmende Leibeigenschaft, keineswegs zunächst durch geistliche Gründe – geistliche Gründe dagegen veranlaßten dann die Kirche, den Menschen Zugang außer zum «eigenen» Priester, der nur zu oft vom weltlichen Kirchpatron ernannt war, auch zu den Priestern der Mendikantenorden zu öffnen.

Auch in der Ostkirche haben sich Pfarreien entwickelt. Aber es gibt keinen gemeinsamen Ausdruck für «Pfarrei», in den meisten östlichen Sprachen überhaupt kein Wort für «Pfarrer» – ihn nennt man meist einfach «Priester». Im Russischen heißt

6 H.K. Schäfer (Frühmittelalterliche Pfarrkirchen und Pfarreinteilung in römisch-fränkischen und italienischen Bischofsstädten. Römische Quartalschrift 1905, 23-54) versuchte alte Pfarrechte nachzuweisen – ohne haltbares Ergebnis.

die Pfarrei «приход» – das aber bedeutet nicht etwa Bezirk oder Gemeinde, sondern: Ankunft, Eintreffen.

Was aber war dann ein Pfarrer, was eine Pfarrei ursprünglich? Hierzu sei die Etymologie befragt.

Lateinisch heißt der Pfarrer «parochus», die Pfarrei «parocia». Augenfällig ist – auch wenn es nie beachtet zu werden scheint –, daß diese beiden Begriffe außer der Vorsilbe nichts miteinander zu tun haben.

«Πάροικοι» sind im alten Griechenland Einwohner ohne Bürgerrecht, im Neuen Testament dann Fremde; «παροικία» ist das Wohnen in der Fremde – Israëls etwa in Ägypten (Act. 13, 17).

Spätestens im IV. Jahrhundert erscheint dieser Begriff im kirchlichen Sprachgebrauch in neuer, allerdings noch unscharfer Bedeutung⁷: «παροικία» ist mal die Gemeinde der Bischofsstadt, mal die der ganzen Diözese, oft das ländliche Territorium, das zur Bischofsstadt gehört, mal auch ein Teil davon. Aus dieser letzten Verwendung des Begriffs konnte sich dann die Bedeutung «Pfarrei» entwickeln. Und schließlich kommt es dann im Lateinischen auch zu Verschreibungen: «parochia» statt «parocia».

Die Grundbedeutung von «parocia» ist jedenfalls nicht eine Gemeinde, in der man beheimatet wäre, sondern ein Aufenthaltsort in der Fremde.

Bald erscheint im Westen – und nur hier – der «parochus». «Πάροχος» ist jemand, der etwas liefert. Im römischen Reich wurde «parochus» der genannt, der an den Raststätten des Cursus publicus die Reisenden zu versorgen hatte – mit «Salz und Brennholz». «Gastwirt» findet man manchmal als freie Übersetzung.

So passen die Begriffe letztlich doch zusammen: die «parocia», der Aufenthalt in der Fremde, und der «parochus», der die Reisenden versorgt.

7 Karl Müller: Kleine Beiträge zur alten Kirchengeschichte/18. Parochie und Diözese im Abendland in spätrömischer und merowingischer Zeit. Zeitschr. f. d. neuest. Wiss. 32 Bd. 1933. 149-185

Zwei weitere Begriffe passen dazu. Raststätten nannte man im römischen Reich (auch) «stationes». «Stationes» hießen dann die Stätten des päpstlichen und bischöflichen Gottesdienstes, der im Altertum und weitgehend auch noch im Mittelalter in im regelmäßigen Turnus wechselnden Kirchen stattfand; «publicæ stationes» wurden aber auch allgemein die Gottesdienststätten in der Stadt genannt⁸.

Die Herbergen des Cursus publicus (die gehobenen Gaststätten also) nannte man «mansiones»; und «mansionarii» waren die Hilfsgeistlichen der großen Kirchen – Dom- oder Stiftskapläne würde man sie heute nennen.

Die Etymologie bezeugt: nicht der Pfarrbezirk ist ursprünglich, nicht eine eingetragene Gemeinde, sondern der Pfarrer selbst, mit seinem Diakon natürlich und seinem Kantor, die in der Pfarrkirche für die bereit stehen, die in der «Fremde» leben (I. P. 1, 17; 2, 11), also für die, die zur Feier des jeweiligen Gottesdienstes oder zur Seelsorge eintreffen – sie sind der «Pri-chód». Das steht keineswegs dem entgegen, daß stets Menschen, die in dieselbe Pfarrkirche zu gehen gewohnt sind, diese finanziell und aktiv unterstützt haben, daß, wenn sie einander kennengelernt hatten, sie sich einander verbunden fühlten, sich gegebenenfalls zu gemeinsamem Handeln zusammengen haben. Aber ihre Verbundenheit ist dadurch schon begründet, daß sie alle zur einen Kirche gehören, nicht erst durch eine Pfarrzugehörigkeit.

8 nach Schäfer l.c.

URLAUBSEINDRÜCKE

MAUERWERK

Gelesen habe ich, daß mittelalterliche Kirchen grundsätzlich ganz ausgemalt gewesen seien. Ganz stimmt das sicher nicht, auch nicht, wenn man von Kirchen strenger Orden wie der Cistercienser absieht: in Italien, von der Lombardei bis Umbrien, wurden offensichtlich sehr oft dann einzelne Fresken auf die Wände gesetzt, wann immer ein Spender sich fand – so daß dann in einer Kirche Maria mit dem Kind ganz oft nebeneinander zu sehen sein kann (so S. Giovenale in Orvieto). In Kirchen der Toscana andererseits bilden verschiedenfarbige Steine so anspruchsvolle Muster, daß hier an Übermalung nicht zu denken ist.

Nun aber bin ich in der Chapelle Ste. Croix des Palastes der Könige von Mallorca in Perpignan. Eine gotische Doppelkirche in der Art der Sainte Chapelle, die in der Tat ganz ausgemalt ist. Ungewöhnlich sind die Motive: nichts Sakrales, sondern Vorhänge, mäanderartige Zierformen, im Gewölbe der oberen Kirche der Sternenhimmel. In der unteren Kirche aber sind Gewölbe und der obere Teil der Wände bemalt mit – Mauerwerk. Offenbar fand man es zwar notwendig, die Wände zu verputzen, sah aber gern doch das, was unter dem Putz war – Mauerwerk eben; auch in deutschen Kirchen findet man solches oft in Resten mittelalterlicher Bemalung.

Für uns Heutige bedeutet das, daß es durchaus im Sinne mittelalterlicher Ästhetik ist, wenn man das Mauerwerk alter Kirchen freilegt, viel mehr jedenfalls, als die Wände durch weißen Anstrich zu sterilisieren (welche Sterilität man gern noch dadurch hervorhebt, daß man andererseits Bögen, Rippen und Dienste farbig streicht).

MITTELALTER UND NEOMITTELALTERLICHES

Die Kathedrale von Perpignan ist ein schöner spätgotischer Bau. Er ist ausgemalt in mittelalterlichem Stil; doch man sieht sogleich, daß diese Malerei eben nur «in mittelalterlichem Stil», nicht wirklich mittelalterlich ist.

Es ist leichter, den Unterschied zu sehen als ihn zu beschreiben; dennoch will ich mich auch darum bemühen.

Am Niederrhein kann man in Schwarzrheindorf etwa ausgiebig vorzügliche romanische, in St. Maria Lyskirchen in Köln gotische Ausmalung betrachten. Romanische Malerei erschien in satten, leuchtenden Farben, gotische war hell zwischen leichten Umrißlinien; neomittelalterliche dagegen macht den Eindruck, man habe die Patina – man könnte auch sagen: den Staub – der Jahrhunderte mitmalen wollen. Mittelalterliche Malerei verbindet Naturnähe ausgewogen mit Stilisierung, neomittelalterliche stellt ungelenke Monumentalität in der Konzeption neben naturalistische Genauigkeit des XIX. Jahrhunderts im Détail. Romanische Malerei ist majestätisch-ausdrucksstark, neomittelalterliche gravitatisch. Gotische Malerei ist elegant, beschwingt-ausdrucksstark, neomittelalterliche starr.

Es gibt neogotische Architektur – ich denke an die Otzenkirchen im Norden –, die, mit gotischen Stilelementen geschaffen, einen achtbaren eigenen Charakter zeigt. Neomittelalterliche Malerei dagegen ist Imitation einer Kunst, die es glücklicherweise nicht gegeben hat.

Præfatio

Welch Misere! Der Herausgeber hat keine Zeit mehr zum Herausgeben.

Doch der Ewaldismus & Ewaldismus darf nicht untergehen. Darum hat er seine Aufgabe in die schwachen Hände eines Statthalters gelegt. Die Hefte bleiben, wenn auch der äußere Glanz vergangener Jahre vergangen ist. Aber vielleicht gibt es ja unter den Ewaldophilen & Ewaldophilen einen begabten Künstler, der gestalterisch einzugreifen weiß ...

Die Præfatio jedenfalls bleibt, was sie seit jeher war: Præfatio zum Inhaltsverzeichnis.

Und das Heft erscheint immerhin noch im Jahre 2008 – zumindest stilo florentino –, pünktlich zum Fest Papst Gregors d.Gr., des Patrons der heiligen Liturgie.

Ewald & Ewald vivant, crescant, floreant!

Valete omnes!

W. H. W

Ewald & Ewald

Niederrheinische Blätter für Weisheit und Kunst

Ausgabe 13

3. Oktober 2008

Am Fest der heiligen Ewalde (niger albusque), Patrone des Niederrheins

Herausgeber: Thomas Baumann, Hünxer Str. 42, 46535 Dinslaken

Graphik: pro manuscripto gedruckt

WILFRIED HASSELBERG-WEYANDT

Szenen aus der Geistesgeschichte des Wirtschaftsliberalismus 2

Beider Botanisiertrommel 15

ULRICH TERLINDEN

Das Münstersche Missale 16

WILFRIED HASSELBERG-WEYANDT

Pfarrer und Pfarrei 30

WILFRIED HASSELBERG-WEYANDT

Urlaubseindrücke 33

praefatio 35

Beilage zu « Das Münstersche Missale »:
Perikopenordnungen der Sonn- und Feiertage

Unser Spendenkonto (steuerbegünstigt): Orietur Occidens

Kto.-Nr.: 22 094 300 • Darlehnskasse Münster eG. • BLZ: 400 602 65

Sie finden uns internett unter www.occidens.de